Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 6

Rubrik: Dossier : Thomas Mann

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thomas Sprecher, *geb. 1957 in Zürich, Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie an der Universität Zürich und an der Freien Universität Berlin. 1985 Promotion zum Dr. phil. I mit einer Arbeit zum Thema «Felix Krull und Goethe». 1985–1988 Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. 1984–1989 Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich; Abschluss mit dem Lizentiat. Als Rechtsanwalt in einem Zürcher Advokaturbüro tätig. Seit 1994 nebenamtlicher Leiter des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich; weitere Publikation: «Thomas Mann in Zürich», 1992.*

Davos in der Weltliteratur

Zur Entstehung von Thomas Manns Roman «Der Zauberberg»

In Davos hat Thomas Mann nur wenige Studien betrieben. Der Kurort lieferte keine Fabel, kein Handlungsgerüst, sondern «beseelbare», mit dem Persönlichen vermählbare Bausteine.

Im Frühjahr 1912 besuchte *Thomas Mann* seine in Davos kurende Ehefrau *Katia*. Der Gedanke, aus seinen *«so sehr besonderen Eindrücken»* von dem Krankenmilieu eine Erzählung zu machen, setzte sich, wie er später ausführte, *«sehr bald»*, vielleicht schon in Davos selbst, bei ihm fest. Es stellen sich hier mehrere untereinander verbundene Fragen. Welches waren die *«Eindrücke und Erfahrungen»* Thomas Manns? Was für eine *«Erzählung»* wollte er aus ihnen machen? Und schliesslich: Was hat der *«verzauberte Berg»* – wie die Erzählung zuerst heissen sollte – mit Davos zu tun?

Man muss hier ein wenig ausholen. Über das Verhältnis seiner Kunst zur Wirklichkeit hat Thomas Mann 1906 den kurzen Essay «Bilse und ich» geschrieben. Aktueller Anlass war die Gleichstellung der «Buddenbrooks» mit einem Schlüsselroman des Leutnants Bilse, der angeklagt war, seine Verwandten in beleidigender Weise dargestellt zu haben. Gegen diese Gleichstellung verwahrte sich Thomas Mann in dem kunsttheoretischen Essay erbost. Er mass ihm, über die «Buddenbrooks» hinaus, prinzipielle Bedeutung zu. Ausgangspunkt war das Bekenntnis zu einem mimetischen Verhältnis von Kunst und Realität. Die grossen Dichter seien nicht primär Erfinder, sondern Finder; sie stützten sich lieber *«auf irgend etwas Gegebenes, am liebsten auf die Wirklichkeit»*. Es handle sich dabei um Äusserlichkeiten. Alles Weitere aber sei subjektiv, sei Intuition. Was den Dichter mache, das sei die *«Beseelung»* dieser Äusserlichkeiten. *«Die Beseelung»*, sagt Thomas Mann, *«die Durchdringung und Erfüllung des Stoffes mit dem, was des Dichters ist, macht den Stoff zu seinem Eigentum (...). Dass dies zu Konflikten mit der achtbaren Wirklichkeit führen kann und muss, welche (...) sich keineswegs durch Beseelung kompromittieren zu lassen wünscht, – das liegt auf der Hand. Aber die Wirklichkeit überschätzt (...) den Grad, in welchem sie für den Dichter, der sie sich aneignet, überhaupt noch Wirklichkeit bleibt (...). Wenn ich aus einer Sache einen Satz gemacht habe – was hat die Sache noch mit dem Satz zu tun? (Für den Dichter wird) ein abgründiger Unterschied zwischen der Wirklichkeit und seinem Gebilde bestehen bleiben: der Wesensunterschied nämlich, welcher die Welt der Realität von derjenigen der Kunst auf immer scheidet.»*

Die Sache wird *«beseelt»* zum Satz und erlangt dadurch metaphysische Dignität, ein höheres, wahrhaftes Sein in Gestalt der Kunst. Aber welche Sache? Die *«kompositionsgerechte»*; jene Einzelheit, die symbolisch ist, die, vor allem ihres Beziehungsreichtums, das heisst, nach Thomas Mann, ihrer Bedeutung wegen, in die Fiktion passt, sich der ästhetischen Eigengesetzlichkeit des Werks einpasst und unterordnet. Wie kommt der Autor zu ihr? Da er sie nicht erfindet, muss er sie finden. Um sie zu finden, muss er sie suchen. Das Werk lenkt, schärft und beschränkt den Blick. Alle Empirie wird reduziert zum Material, zur Quelle. Die Realien werden im eisigen Sieb der literarischen Verwertbarkeit, oder besser: *Be*wertbarkeit, ihrer *«Beseelbarkeit»*, gefiltert. Thomas Mann sprach vom *«Anschein einer Feindseligkeit des Dichters gegenüber der Wirklichkeit»*, von einer *«Rücksichtslosigkeit der beobachtenden Erkenntnis»*. Auch Menschen sind

für den Künstler Realien und unterliegen der *«Beseelung»*, und wenn sie zu diesem Zweck erst «*ent*seelt» werden müssen. Dem Ausschlachten geht, wenn nötig, das Schlachten voraus. Bürgerliche Rücksichten dürfen nicht genommen werden. *«Der wahre Liebhaber des Wortes»*, so Thomas Mann, wird *«sich eher eine Welt verfeinden, als eine Nuance opfern.»*

Wesentlich scheint die Erkenntnis zu sein, dass es Thomas Mann nicht um die wissenschaftlich getreue Erfassung und sachliche Abbildung der empirischen Wirklichkeit, sondern um deren *«subjektive Vertiefung»* im Sprachwerk geht und dass die Subjektivität des Sprachwerks grundsätzlich absolut zu setzen ist. *«Nicht von euch ist die Rede, gar niemals»*, rief Thomas Mann in «Bilse und ich» aus, *«sondern von mir, von mir...»* Nicht von Davos und seinem Kurleben ist im «Zauberberg» die Rede – so wäre also zu folgern –, sondern von Thomas Mann und nochmals von Thomas Mann. Doch wer war er 1912, woran schrieb er?

Wesentlich scheint hier die Erkenntnis zu sein, dass es Thomas Mann nicht um die sachliche Abbildung der empirischen Wirklichkeit, sondern um deren «subjektive Vertiefung» im Sprachwerk geht.

Gegenstück zum «Tod in Venedig»

Thomas Mann arbeitete seit Juli 1911 am «Tod in Venedig». Als er nach Davos kam, stand er vor dessen Fertigstellung. Zweifellos hat der Geist dieser Erzählung seine Aufmerksamkeit gelenkt, seine Wahrnehmung der Sanatoriumswelt entscheidend beeinflusst. Thomas Mann hat von Anfang an ausgeführt, seine Absicht sei es, ein *«humoristisches Gegenstück»* zum «Tod in Venedig», ein *«Satyrspiel»* zu schreiben, gewissermassen eine Simplicissimus-Variante als Erholung von den Anstrengungen der Würde. In der Tat zeigt eine Gegenüberstellung, dass kaum ein Motiv der venezianischen Tragödie im Themengewebe und -gewoge des «Zauberbergs» fehlt. Auch frappiert die Häufigkeit der strukturellen und sprachlichen Parallelen. Ich beschränke mich auf sieben Hinweise.

Erstens: Es waren Reisen, die biographisch jeweils den Anstoss zu den Erzählungen gaben. Aschenbach und Castorp sind im wesentlichen *«Reisende»*. Die Reise steht äusserlich im Dienste des Berufs, der Konsolidierung der flachländischen Existenz. Eine *«Einschaltung»* soll der Arbeitskraft aufhelfen und die Helden, welche übrigens beide weitgehend frei sind von familiären Bindungen, erfrischt, doch ganz als dieselben der praktischen Tätigkeit über- und wiedergeben.

Die Reise trennt von *«Heimat und Ordnung»*. Sie führt ins Ferne, Fremde, *«märchenhaft Abweichende»*. Es ist eine *«weite Reise» – «zu weit eigentlich»*, wie uns schon auf der ersten Seite des «Zauberbergs» versichert wird.

Reisen heisst nicht einfach Beseitigung der Distanz. Die Reise hat auch erzählerisch einen immensen Eigenwert. Sie lässt, auf dem Grunde von *Schopenhauers* Metaphysik und nach dem Vorbild *Nietzsches*, Erfahrungen machen, insbesondere von der verwandelnden Kraft räumlicher Entfernung. Hans Castorp wiederholt die Entgrenzungserfahrungen von Aschenbachs Fahrt nach Venedig. Ihm schwindelt ob all der Tunnels nach Landquart, die Kopfstationen verdrehen ihm buchstäblich den Kopf. Der Verwirrung der Reise entspricht das Verwirrende der Ankunft. Vor Venedig muss Aschenbachs Schiff eine Stunde warten, bis die Barke des Sanitätsdienstes erscheint. *«Man war angekommen»*, heisst es, *«und war es nicht.»* Castorp meint in Davos Dorf umgekehrt, er sei noch nicht angekommen, ist es aber schon.

Zweitens: Die Reise führt nicht nur im mythologischen Sinn, sondern auch in geographischer und meteorologischer Hinsicht in *«extreme Gegenden»*. Die Walser- wie die *«Wasserstadt»* berechtigen zum Superlativ. Venedig wird einmal *«die unwahrscheinlichste der Städte»* genannt. In Davos ist *«das Mittlere und Gemässigte (...) ortsfremd»*. Das Extreme ist das Aussermenschlich-Illiterate, Gleichgültig-Elementare. Dem italienischen Meer entspricht die alpine Schnee- und Eislandschaft. Beides sind, wie etwa auch die Wüste, metaphysische Landschaften, *«Erlebnisse der Ewigkeit, des Nichts und des Todes»*. In ihnen geht der einzelne seiner Individuation verloren.

Drittens: Beide Erzählungen sind, wie so viele Erzählungen Thomas Manns, ungewöhnliche Liebesgeschichten. Beim «Tod in Venedig» handelt es sich um Knabenliebe, eine homophile Passion. Dies gilt, wie wir seit längerem wissen, im Kern auch für den «Zauberberg». Beide Male kommt die geliebte Person aus dem Osten, also von weither, von da, wo auch Dionysos und die Cholera herkommen. Nicht leicht

gelingt es den Liebenden, mit ihr *«heitere Bekanntschaft»* zu machen. Das Verhältnis bleibt lang aussergesellschaftlich, sprachlos, abenteuer- und ungeheuerlich, es wird wiederum vom blossen Blick getragen. Über das Schauen, die Augenerotik, geht es im «Tod in Venedig» gar nicht, im «Zauberberg» nur ein einziges Mal hinaus, in der besonderen Freiheit der Walpurgisnacht. Dieses so ähnliche Erleben und Verhalten der beiden geistig und biographisch durchaus verschieden konzipierten männlichen Protagonisten weist unübersehbar auf den autobiographischen Untergrund: Auch und gerade *in eroticis* ist *«von mir, von mir»* die Rede.

Venedig beginnt nicht erst unter der Sonne Tadzios vor Sinnlichkeit zu glühen. In all seinen Erscheinungen spricht Erotik dräuend mit. Die Sanatoriumswelt ihrerseits ist ein einziger *«Lustort»*, ein erotologisches Eldorado, in dem es toll und *«tierisch»* zugeht. Mit der Schwindsucht verbindet sich besondere Konkupiszenz. Wird nicht gehustet, so geküsst. Das hat mit libertinem Künstlertum nichts mehr zu tun, es trifft auch musterhaft norddeutsche Normalität. Der Stärkste noch verfällt der hypersexualisierenden, febrilen Lebensluft und wird, wie der von Berufes wegen gesetzte Rechtsanwalt Einhuf, zum *«Schurken»*. Sexualität ist die *«Grundangelegenheit»* des «Zauberbergs». Sie zeigt dabei nicht mehr jene unschuldig-heitere Seite, die Felix Krull als *«die grosse Freude»* beschwor. Die Spielarten sexuell bestimmten Lebens, in grosser Zahl versammelt und erzählerisch aufgereiht, weisen vielmehr alle auf das rotäugige Monstrum des Geschlechts, auf die *«Schrecken der Leidenschaft»*. Die Libido, die Dr. Behrens einmal verflucht, will, wie das russische Ehepaar hinter der skandalös dünnen Wand, partout keinen Frieden halten. Gegen sie hilft die Mathematik, die Quadratur des Kreises als kühl-kalmierendes Mittel nur in Einzelfällen und auf Zeit – und offenbar nur bei Männern. Die Hoffnung auf Enthemmung, auf ehrenlose Entgrenzung im Rausch, auf den Genuss *«wüster Süssigkeit»* und liederlichen Gliederglücks aber ist es gerade, was die Helden an ihren Ort bindet und überhaupt schon dorthin treibt, weshalb sie ihm verfallen und Erkrankung, den Tod gar in Kauf nehmen.

Das «Zauberberg»-Manuskript, 1924. Das Manuskript ging im Zweiten Weltkrieg verloren. – Aus dem Bildband «Thomas Mann. Ein Leben in Bildern». Herausgegeben von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich, Artemis & Winkler 1994. Der Bildband wurde rezensiert in «Schweizer Monatshefte», Heft 10, 74. Jahr, 1994. Wir danken dem Thomas-Mann-Archiv und dem Verlag Artemis & Winkler für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Viertens: Die *«Faszination durch den Tod»* hat Thomas Mann wiederholt als das wesentliche Bindeglied der beiden Geschichten genannt. Die Reisen nach Venedig und Davos sind Hadesfahrten, Abstiege zur Welt der *«Schatten»*. Die Boten und Agenten des Todes sind allgegenwärtig, und sie korrespondieren einander. Dem venezianischen Todesvehikel etwa, der Gondel, entspricht der hochalpine Bob, in dem die Leichen zu Tale sausen sollen.

In der Gondel, die Aschenbach nach seiner Ankunft aufnimmt, droht und lockt, *«sargschwarz gepolstert»*, *«der weichste, üppigste, der erschlaffendste Sitz von der Welt»*. Auch im Hotel ist Aschenbach *«in tiefem Sessel behaglich aufgehoben»*. So ferner beim Coiffeur, wo er, *«bequem ruhend, der Abwehr nicht fähig»*, seine Erscheinung kosmetisch aufhöhen lässt. Schliesslich wird von der Bequemlichkeit des Strandhütten-Liegestuhls berichtet. In ihm zu liegen sei *«die geniessenswerteste»* Situation, die Aschenbach kenne. Man sieht, der Liegestuhl, in dem zu liegen Hans Castorp seinerseits *«die ansprechendste Lebenslage»* zu sein scheint, die er je erprobt hat, erlangt nicht erst im «Zauberberg» den Rang eines Leitmotivs. Alle diese Stühle sind *«metaphysische Möbelstücke»* – Todesstühle. In ihnen geht man erst dem tätigen Leben, dann dem Leben überhaupt verloren.

Sterben und Tod werden als offenbares Geheimnis behandelt. Darüber zu sprechen verletzt die *«ortsübliche Diskretion»*, die *«Hausordnungsstille»*. In Venedig gibt es offiziell keine Cholera, in Davos knüpft

sich an die Tuberkulose stets das Heilsversprechen. Die peinlichen Leichen werden totgeschwiegen, hinter den Kulissen abtransportiert, *«in aller Frühe»* aus dem Sanatorium geschafft oder *«in der Stille»* nach San Michele, der Friedhofsinsel, gebracht. Sie verursachen da einen *«regen Verkehr»*, dort einen *«munteren Betrieb»*.

Träger der Krankheit und der Sexualität ist der Körper. Der Körper, etwa jener Clawdia Chauchats, wird durch die Not und Nötigung der Krankheit unerhört betont und gesteigert. Vor diesem Körper versagt Peeperkorn oder versagt vielmehr sein Körper. Seine Impotenz führt ihn zur Selbstvergiftung, zur absoluten und finalen Intoxikation. Diese Konsequenz weist zurück auf die suizidale Komponente von Aschenbachs Tod. Aschenbach provoziert ebenfalls seine *«Vergiftung»*, nachdem er, *«der Alternde»*, *«zweimal körperlich»* vor der *«geliebten Stadt»* *«versagt»* und eine *«schmähliche Niederlage»* erlitten hat.

Der Körper wird durch die Not und Nötigung der Krankheit unerhört betont und gesteigert.

Fünftens: Immer wieder wird darauf hingewiesen, wie *«klug und glücklich geregelt»* das Leben im *«Berghof»* sei. Man bewegt sich in kleinem Zirkel, einer geschlossenen Gesellschaft, lebt *«bei feststehender und jedermann bindender Tagesordnung auf beschränktem Raum beieinander»*; ein unzüchtiges Zuchthaus von höchstem Komfort. Schon das venezianische Hotelleben schwingt in *«wohligem Gleichtakt»*. Auch hier liegt ein *«beschränkter Raum»* vor, *«eine jedem gegebene Lebensordnung»*, eine *«täglich gleichmässig wieder anbrechende Gunst der Umstände»*.

Castorp kennt im *«Banne»* dieses Gleichmasses das Datum und kennt sein Alter nicht mehr. Seine Taschenuhr läuft am Schluss nicht mehr; Kalender sind keine mehr in Gebrauch. Aschenbach verliert sein Zeitgefühl und verliert auch jedes Interesse an der Überwachung des Zeitablaufs. Er büsst zuletzt, wie Castorp schon am Anfang, den Ortssinn ein und ist *«der Himmelsrichtungen nicht mehr sicher»*. Auch er ist in einem Zauber und *«Traumbann»* gefangen, aus dem zu gelangen er die Kräfte nicht hat.

Sechstens: Der Schauplatz ist von schillernder Internationalität. Im Hotel Excelsior finden sich alle *«Spielarten des Menschlichen»* zusammen. Der *«slawische Bestandteil»* scheint zu dominieren. Zu ihm ist die polnische Familie zu zählen, die ihre Blüte Tadzio wie ein Blätterkranz keusch umgibt und die übrigens mit ähnlicher Rücksicht und Ehrerbietung miteinander verkehrt wie die Sonnenmenschen in Castorps Schneetraum.

Auch das Sanatorium «Berghof», *«das mit so grossem Recht das Beiwort ‹international› in seinem Schilde führt»*, empfiehlt sich der gehobenen Patientenschaft in *«aller Herren Ländern»*. Es gibt in Davos eine *«internationale Hotevoleh»*, mit Behrens zu sprechen, *«mondänes Leben»*, *«duftende Damen»* und *«kleinköpfige Amerikaner»*. Bezeichnenderweise atmet selbst der Friedhof Kosmopolitismus. Man schweigt dort in allen Sprachen.

Siebtens: Thomas Mann hat keine eigentliche Ortskunde betrieben. Die politischen und gesellschaftlichen Strukturen sowohl von Venedig wie von Davos bleiben weitgehend ausgespart. Der individualpsychologische Ansatz dominiert jeweils in einem Mass, dass dem «Sozialen» kaum Raum gelassen und jedenfalls geringe Tiefe ermöglicht wird. Kur- und Kulturkritik fallen im «Zauberberg» sozusagen nebenbei an. *«Die Kritik der Sanatoriumstherapie»*, hat Thomas Mann 1939 erklärt, sei nicht mehr als *«einer der Vordergründe des Buches, dessen Wesen Hintergründigkeit ist.»* Es gehe insbesondere nicht um sensationelle Blossstellung der *«Ausbeutung des wohlhabenden Patienten»*. Gewiss wird der Erwerbssinn der Inhaber der Luxusheilstätten getadelt. Ist die Lebenskraft der Patienten geschwächt, so muss doch ihre Zahlungskraft intakt sein; es muss sich um *reiche* Arme handeln. Die Machthaber sparen an der Heizung und feuern dafür die Moribunden unnötig mit teurem Sauerstoff an. Dies alles gilt aber auch schon für den «Tod in Venedig». Auch in Venedig sollen ein *«beutelschneiderischer Geschäftsgeist»*, *«Gewinnsucht»* und *«gewerbsmässige Liederlichkeit»* herrschen. Auch diese Erzählung aber will kein Enthüllungsepos banalen Zuschnitts sein.

«Quellen»

Der «Tod in Venedig» wurde im Juli 1912 abgeschlossen. Thomas Mann nahm nun die Arbeit am «Krull» wieder auf, die er zugunsten der «Venedig»-Novelle unterbrochen hatte. Aber auch diesmal, wie schon 1911, ging es mit dem Hochstapler-

Roman nicht recht voran, und so liess ihn Thomas Mann aufs neue liegen. Im Sommer 1913 begannen die eigentlichen Vorbereitungen zum «Zauberberg», am 9. September 1913 die Niederschrift. Gedacht wurde wiederum nur an eine kurze *«Einschaltung»*, eine weitere Novelle. Sie sollte nach den Absichten des Autors ein Gegenstück zum «Tod in Venedig» *«auch dem Umfang nach»* werden. Wo nun also nahm er die Realien her?

Sie entstammen einmal eigenen Erfahrungen. Besonders der Anfang ist stark autobiographisch, worauf Thomas Mann wiederholt hingewiesen hat. Einen weiteren Fundus an wertvollen Realien stellten Katias mündliche Berichte und insbesondere auch die Briefe dar, die sie aus Davos und aus anderen Sanatorien geschrieben hat.

In den Dienst genommen wurden schliesslich auch Dritte. Obwohl sich Thomas Mann im Medizinisch-Pathologischen, in der Sphäre von Leiden und Krankheit *«rettungslos zu Hause»* fühlte, so kannte er doch, wie immer, *«das Bedürfnis nach Sicherung des Bodens durch gelehrten Beistand»*. Beim «Zauberberg» zählt zu den Informanten in medizinischen Fragen auch ein Zürcher: der Arzt Dr. *Ernst Hanhart*, der Thomas Mann 1921 einige Vormittage mit in die Beobachtungsabteilung des Zürcher Kantonsspitals mitnahm.

Eine potentiell ergiebige Quelle bedeutete schliesslich die spezifische literarische Tradition. Es sind hier mehrere Sphären zu unterscheiden, etwa das weite Feld der Schwindsuchtliteratur; das engere der Sanatoriumsromane, vornehmlich jener aus Davos; schliesslich die Muster der die Höhe suchenden Schriftsteller.

Ich beschränke mich auf einige wenige Namen und Titel im zeitlichen Vorfeld des «Zauberbergs». Als erster zu nennen ist *Nietzsche*. 1872 setzte seine vielfach wiederholte Flucht in die Bündner Höhen ein. Nietzsche war ein Jugend- und ständiger Hausgott Thomas Manns. Man weiss, dass er nicht nur mit Nietzsches Philosophie, sondern auch mit seiner Vita aufs innigste vertraut war. Es verdient, ja verlangt ein eigenes Referat, um darzustellen, was der «Zauberberg» dieser umfassenden Beschlagenheit verdankt.

Den Anfang in Davos machte *Conrad Ferdinand Meyer*. Er verbrachte, nach früheren Aufenthalten in Graubünden, im Sommer 1871 drei Monate auf der Passhöhe des Wolfgang; ganz in der Nähe sollte dann Hans Castorp erproben, zu welchem Flug er Flügel habe.

Nach Meyer kamen die Briten. Da ist zunächst der lungenkranke Kunst- und Literaturhistoriker *John Addington Symonds* (1840–1893), der nach 1877 16 Jahre in Davos lebte und viel über das hiesige Leben schrieb. Der nächste, *Robert Louis Stevenson* (1850–1894), stammte aus Schottland. Er kam Ende 1880 an, kehrte 1881 nach Schottland zurück, erkrankte erneut und verbrachte deshalb auch den Winter 1881/82 in Davos, im Haus am Stein, wo dann auch Thomas Mann untergebracht war und wo er den ersten Entwurf seines bekanntesten Romans, «Treasure Island» (Die Schatzinsel, 1883), fertigstellte. Er hätte übrigens ursprünglich Ingenieur werden sollen.

Mit dem neuen Jahrhundert stiegen vermehrt wieder deutsche Schriftsteller in die Alpen: *Christian Morgenstern, Reinhard Goering* und vor allem der Expressionist *Alfred Henschke*, der sich den klingenden Namen Klabund gegeben hatte, ein aus Klabautermann und Vagabund komponiertes Pseudonym. Klabund kam 1916 zu einer ersten Kur und dann noch viele Male nach Davos, wo er, kehlkopftuberkulös, 1928 auch starb.

Obwohl der Expressionismus eine durchaus städtische Kunstrichtung ist, gedieh er, wie nur schon die Namen *Kirchner* und Klabund zeigen, auch in Davos, was erkennen lässt, wie sehr diese Heilstätte schon Stadt geworden war. Für den literarischen Expressionismus zudem war die Tuberkulose ein ergiebiger Stoff. Klabund schrieb in seinem hektischen Leben immer wieder über seine Krankheit. 1917 erschien die ein Jahr zuvor in Davos entstandene Erzählung «Die Krankheit», eine humoristisch-sarkastische Liebesgeschichte mit kurzen, grell überzeichneten Szenen, über die sich wie Pulverschnee ein eisiger Irrsinn legt. «Zauberberg»-Land beschreitet Klabund antizipierend auch in andern Werken und in seinen Briefen. Ich will nur die opulenten Sanatoriumsmahlzeiten nennen und die Faschingsallotria. 1916 spielte Klabund den Maître de plaisir und gestaltete das Fastnachtsprogramm in der Pension Stolzenfels. Dieses sah unter an-

Für den literarischen Expressionismus zudem war die Tuberkulose ein ergiebiger Stoff.

derem vor: einen *«Bazillenwalzer»*, einen *«Allgemeinen Rippenresektionsgesang»*, im Chor vorgetragen, die *«verschiedensten Rasselgeräusche»*, eine *«Temperaturenpolka»*, und sodann die *«Solisten: Fräulein Pneumo»* und *«Herrn Thorax»*. *«Eintritt: 5 Bazillen»*. Welche Sanatoriumsgeschichten nun aber – von der übrigen, reichen Schwindsuchtliteratur zu schweigen – Thomas Mann gekannt, mit dem Bleistift gelesen und wieviel der «Zauberberg» von ihnen profitiert hat, ist im einzelnen oft nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Man kommt über Mutmassungen meist nicht hinaus. Wenn Thomas Mann, mit mehr oder weniger Recht, *Goethes* «Wilhelm Meister» als *«zur hohen Aszendenz des ‹Zauberbergs› gehörig»* reklamiert hat, dann reihen sich diese Hervorbringungen vielleicht unter die niedere Aszendenz.

Epochenzäsur

1914 firmierte die Geschichte immer noch als *«Davoser Novelle»*. Aber ihre bescheidene Anfangskonzeption war nicht mehr lange zu halten. Dies vornehmlich aus drei Gründen.

Der erste liegt in den von Thomas Mann von Anfang an bemerkten, in produktivem Selbstbetrug aber verharmlosten *«expansiven Möglichkeiten und Neigungen»* des Werkes selbst. Es bewährte, wie in anderen Fällen mehr, seinen Eigenwillen. Das Davoser Erlebnis stellte sich als ein Kern heraus, dem ein ganzer Romankosmos allmählich anwuchs, sich *«ankristallisierte»*.

Was die Verwirklichung des ursprünglichen Plans sodann weiter stocken liess, waren die künstlerischen Skrupel, welche Thomas Mann nach Abschluss des «Tod in Venedig» mehr und mehr vereinnahmten. Der Zweifel, ob die Kunst, wie er sie bisher geübt hatte, ob alle diese endzeitdünstigen Verfallsgeschichten weiterhin am Platze seien, ging tief. *«Auf dem persönlichen Wege, der zum ‹Tod in Venedig› geführt hatte»*, schrieb er später, *«gab es kein Weiter, kein Darüber-Hinaus.»* Blieb der «Zauberberg» also ein blosses «Gegenstück» zum «Tod in Venedig», so bedeutete er nichts weniger als eine künstlerische Sackgasse.

Hinzu kam zum dritten schliesslich der Erste Weltkrieg, der Zusammenbruch der «Friedenswelt», die politische Umwälzung. Diese Epochenzäsur, die ihn in seinen Grundfesten erschütterte, zwang Thomas Mann nachgerade, sich *«geistig und politisch eigentlich zu orientieren»*.

Das Davoser Erlebnis stellte sich als ein Kern heraus, dem ein ganzer Romankosmos allmählich anwuchs, sich «ankristallisierte».

Suche des Positiven

Als Thomas Mann am Ostersonntag 1919, nach einer mehrmonatigen eigentlichen Einstimmungsphase, die Arbeit am «Zauberberg» wieder aufnahm, sah er das schon Geschriebene – es waren etwa 200 Seiten der heutigen Ausgabe, also etwa ein Fünftel – mit neuen Augen durch. Thomas Mann wurde willens, ein anderer zu werden. Das Narzisstische und Nihilistische seiner *«einsamen, abgesonderten, grüblerischen, wunderlichen und trüben Existenz»* (Tagebuch vom 29. Dezember 1918) sollte wenn nicht überwunden, so doch zurückgebunden und kompensiert werden durch die Teilnahme an der lebenszugewandten Bürgerlichkeit seiner Zeitgenossen.

Und wie er sich selbst dem Neuen und der Jugend zu überantworten, das Positiv-Zukunftsträchtige zu suchen, sich dem Leben ganz zu verpflichten bereit war, so sollte auch der «Zauberberg» an die Ströme des Neuen, Kräftigen, Gesunden angeschlossen, eine Geschichte werden, in der die Menschenfreundlichkeit und Lebensbejahung im Zeichen Goethes und *Tolstois* und vor allem auch Nietzsches einen Platz hatte. Der Roman wurde zu einem riesenhaften Kochtopf, der die disparatesten und oft auch desperatesten Nachkriegserfahrungen, -empfindungen, -einsichten und -intentionen Thomas Manns aufnehmen musste, jene Erfahrungen, von denen Thomas Mann glaubte, er habe sie *«mit seiner Nation gemeinsam»*. Auch durch diesen Anspruch auf Repräsentativität, diesen Versuch, die *«ästhetizistische Vereinzelung»* zu überwinden, wuchs der «Zauberberg» weit über eine Parodie und Kontrafaktur der «Venedig»-Novelle hinaus. Die Revolution von 1918, die Turbulenzen der Münchner Räterepublik, die Inflation, die Weimarer Republik – alle diese schicksalhaft hingenommenen Ereignisse haben den «Zauberberg» mitgeprägt.

In welcher Form aber? Wie liess sich der *«gute Willen»* des Autors, der auf die Lebensbejahung zielte, in eine Verfallsgeschichte integrieren? Wie konnte man der

abfallenden Strukturlinie entgegensteuern, die Tendenz nach oben stemmen? Wie war die Verfallsgeschichte in einen Bildungsroman, ein Manifest entelechischer Steigerung umzubiegen? Aug' in Aug' mit dieser kapitalen Frage sass Thomas Mann selbst ein halbes Jahrzehnt, ohne dass ihm eine wirklich befriedigende Auskunft zuteil worden wäre. Ende 1921 schrieb er, der «Zauberberg» führe *«doch eigentlich auch wieder aus dem ‹Verfall› nicht heraus, er wird das, was der gute Hans Castorp vor der Bergverzauberung geschützt hätte, wenn es ihm eben nicht gefehlt hätte, kaum noch aufnehmen, und zwar, weil mein eigenes Leben es wahrscheinlich nicht mehr aufnimmt...»*. Diesem Selbstkommentar ist zuzustimmen, er behielt im wesentlichen recht. Die Fabel, das Handlungsmuster des «Zauberbergs» hört mit der Hingabe in der einen Liebesnacht, mit Fall und Erfüllung auf, und was folgt, führt aus dem «Verfall» im Grunde nicht heraus. Lichtsuchender Jugend kann dies keine Bibel sein. Der brave Ziemssen siecht gnadenlos dahin, der scharfe Naphta jagt sich eine Kugel durch den Kopf, der grossartige Peeperkorn richtet sich mit Gift, die wurmstichige Chauchat, der Genius des Ortes, schleicht sang- und klanglos davon. Bei Hans Castorp schliesslich schlägt kein Erlebnis, keine Einsicht um in Haltung und Handlung. Nicht ein moralisches Regen, ein sittlicher Impuls, sondern *«elementare Aussenmächte»* setzen den sinnlos dahinvegetierenden Nichtsnutz an die Luft, ohne dass man wüsste, was er in der erzählerischen Notlösung des Krieges soll, was anders er dort zu gewärtigen hat, als dem Tod in die Arme zu stolpern. Das Reich der Schatten gibt ihn nicht her. Selbst der fortschrittliche Settembrini, dessen Lehren nach Thomas Manns Ansicht von 1919 *«das sittlich einzig Positive und dem Todeslaster Entgegenstehende»* sind, ist am Ende ohnmächtig und schwach. Der Durchbruch zum Positiven erfolgt nicht, allen Velleitäten des Autors und allen kursiv gesetzten Sätzen zum Trotz, und eine alchimistische Steigerung erfährt weniger der Roman als dessen spätere Einschätzung durch Thomas Mann. Es bleibt sein inkommensurables Kunststück und ist mit *«produktionsethischer Bravheit»* und *«Eigensinn»* entschieden zu diskret bezeichnet, auf dieser Höhe über Jahre hinweg eine Geschichte weiterzutreiben und mit einem Berg von lebensverlängernden Zaubermitteln weltmöglich und spielbar zu halten, die längst schon fertig ist. Der zweite Teil des «Zauberbergs» ist der vielleicht anspruchs- und widerspruchsvollste «Nachspann» der Weltliteratur.

Die Fabel, das Handlungsmuster des «Zauberbergs» hört mit der Hingabe in der einen Liebesnacht, mit Fall und Erfüllung auf, und was folgt, führt aus dem «Verfall» im Grunde nicht heraus.

1921 hielt sich Thomas Mann aufs neue in Davos auf. Wahrscheinlich hat er damals zum erstenmal Eindrücke des alpinen Schweizer Winters gewonnen. Er machte sich Notizen über Davos, vor allem zu seiner Landschaft, welche dem «Zauberberg»-Manuskript in München dann sogleich zugute kamen. Ein «Davos-Roman» wurde es dadurch aber immer noch nicht. Er handelt wohl *in*, nicht eigentlich aber *von* Davos. *«Davos»* lieferte keine Fabel, kein Handlungsgerüst. Es lieferte *«beseelbares»*, mit dem Persönlichen vermählbares Material, Bausteine zur fiktiven Behausung ortsungebundener Ideen, einen *«Zitatvordergrund»*. Es stellte sozusagen das Holz für den Liegestuhl bereit, in dem es sich die Geschichte bequem machen konnte.

Auch nach Thomas Manns zweitem Davos-Besuch war die Vollendung des Romans, wie erwähnt, bei weitem nicht in Sicht. Langsam nur wälzte seine Niederschrift sich fort. Eine Unzahl von Bildern, Gedanken, Gefühlen drängte um Berücksichtigung, *«Stumpfsinniges»* und *«Fragwürdigstes»* sog sie auf, *«löcherig und porös wie ein Schwamm»*. Aller Ungeduld des Autors, allen voreiligen Ankündigungen des Verlegers zum Trotz erklärten sich ihre besonderen Gesetze erst nach zwölf Jahren und tausend Seiten für erfüllt. Am 27. September 1924 wurde das *Finis Operis* feierlich begangen; am 20. November erschien das Buch. Seither weiss sich Davos vertreten in der Weltliteratur. ✦

Dieses – hier stark gekürzte – Referat wurde am 8. August 1994 in Davos gehalten. Es eröffnete ein Kolloquium zum «Zauberberg», das bis zum 12. August 1994 dauerte und auf sehr grosses Publikums- und Medieninteresse stiess. Die Vortragsform wurde beibehalten. Der vollständige Text mit Hinweisen und Literaturangaben wird in diesen Tagen zusammen mit den andern Referaten in Band XI der Thomas-Mann-Studien des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich (Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main) erscheinen.

Michael Wirth

Thomas Mann zwischen Dokumentation und menschlichem Mass

Zu den Mann-Biographien von Klaus Harpprecht und Donald A. Prater

Eine bedeutende Lücke ist geschlossen. 40 Jahre nach dem Tod des Nobelpreisträgers erscheinen gleich zwei Biographien. Harpprechts Mammutrecherche «Thomas Mann. Eine Biographie» ist von kaum gekannter Freude am Detail. Praters Buch «Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger. Eine Biographie» überzeugt mit beinahe erzählerischen Assoziationen.

Reizfigur oder Klassiker – *Thomas Mann* ist zweifellos nicht der erste Schriftsteller, der beide Qualitäten in sich vereinigt. In dem zu Ende gehenden Jahrhundert aber, in dem Künstler und Literaten alle Gründe hatten, dem Auratischen abzuschwören, ist er der einzige gewesen, dem es ein Anliegen war, ein Klassiker zu werden, und entsprechend hat er die Selbstfeier seiner Bücher und seiner Person nicht nur gepflegt, sondern auch auf die Spitze getrieben. *Goethe* war sein Vorbild, als letzter Dichterfürst hat er sich selbst gesehen. Dennoch wurde Mann in den vierzig Jahren nach seinem Tod keine Biographie zuteil – bei der Fülle von Veröffentlichungen zu seinen Werken ein beachtliches Defizit. *Peter de Mendelssohn* hat es versucht und ist steckengeblieben angesichts der grossen Menge nicht nur der vorhandenen Dokumente, sondern auch der ständig neu hinzukommenden. Deren Strom scheint in den letzten Jahren abgeebbt, und der 40. Todestag und 120. Geburtstag sind Verpflichtung genug, eine Lücke zu schliessen. Mit den beiden jüngst erschienenen Thomas-Mann-Biographien des deutschen Publizisten *Klaus Harpprecht*[1] und des englischen Germanisten und ehemaligen Diplomaten *Donald A. Prater*[2] liegen folglich zwei Bücher vor, denen das Privileg zukommt, allein aufgrund ihrer Existenz schon Referenzwerke zu sein, ein in der heutigen Literaturwissenschaft seltenes Phänomen.

Harpprecht fokussiert seine Betrachtungen auf die Thomas Mann eigene thematische Kohärenz und zeigt akribisch genau, wie Manns individueller Kampf gegen Heimsuchungen, Enthemmung und Hinfälligkeit, der Briefen, Tagebüchern und Zeugnissen ihm nahestehender Personen zu entnehmen ist, seine Prosa konstituiert. In einer zweiten, eher impliziten Argumentationsphase kann Harpprecht aber nicht umhin, Manns egomanische Ängste zu den Schrecken in Kontrast zu setzen, die in den zwanziger Jahren wie auch heute, am Ende des Jahrhunderts, den Anstoss zu künstlerischem Schaffen geben: soziale Ungerechtigkeit, Arbeitslosigkeit, Krieg, Folter, Korruption. Da fällt es dann nicht schwer herauszulesen, dass Harpprecht den modernen Sensibilitäten des Bruders *Heinrich Mann* nähersteht. Anders dagegen Donald Prater: Auch bei ihm ist die Mannsche Lebensgefährdung von zentraler Bedeutung, allerdings aus der Perspektive der Übertragung von Lebensrealität in den literarischen Text. Welche Mittel stehen Mann dabei zur Verfügung, wie wendet er sie an? Prater zeigt den komplexen und komplizierten Vorgang der Entstehung von Literatur, die zwar Lebensspuren aufweist, aber in einem überaus gebrochenen Abbildungverhältnis zum Leben steht.

Manns Kälte – fait divers und Struktur

Vor diesem Hintergrund darf es nicht verwundern, dass Prater die ganz konkreten, gleichsam mit Händen zu fassenden Entstehungsbedingungen einiger Romane untersucht. Die Auswirkungen

1 Klaus Harpprecht: «Thomas Mann. Eine Biographie.» Rowohlt, Hamburg 1995.

2 Donald A. Prater: «Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger», Carl Hanser Verlag, München 1995.

des Trubels etwa, der seiner Reise von Zürich in die USA vorausgeht, auf «Lotte in Weimar». Prater sucht auch zu erklären, warum Mann den «Felix Krull» auf der Seite weiterschreibt, auf der er ihn 40 Jahre zuvor unterbrochen hat; warum der Roman «Doktor Faustus», seine Beichte der Verstrickungen in den konservativen Nationalismus im Ersten Weltkrieg und zu Beginn der zwanziger Jahre, an der er schrieb, als das Dritte Reich unterging, bei Mann eine lebensbedrohende Krankheit auslöste. Prater macht Manns Beklemmungen sprachlich fühlbar und ersetzt damit stereotype Begründungsmuster. Harpprecht dagegen bemüht diese allzu oft: Manns Gefühlskälte, die ins Pedantische gehende Selbstdisziplin – häufig zu kurz gegriffen.

Auch Prater gelangt zu nicht von der Hand zu weisenden Standardbefunden. Zu nennen sind Thomas Manns schnöde Bemerkungen über seine Frau Katia, Gleichgültigkeit im Umgang mit Familienmitgliedern, Freunden und Gönnern, seine Verlogenheit (Lob für die Schriften von Kollegen in der «offiziellen» Korrespondenz, ätzende Kritik dagegen in den obligatorischen Tagebucheintragungen), Egoismus, latenter Antisemitismus, Arbeitsdisziplin, Sendungsbewusstsein oder erstaunliche Manifestationen kleinbürgerlichen Denkens. Doch Prater erwähnt die schlimmen und kleinen Schwächen gleichsam nur en passant. So spricht er von Manns Kälte das erste Mal, als der Vater in Zürich den Sohn Klaus bei der Gründung und Leitung der antinationalsozialistischen Zweimonatsschrift «Mass und Wert» gänzlich übergeht: *«Thomas Mann war zweifellos ein kalter Mensch zumindest nach aussen, der Vorwurf seiner völligen Interesselosigkeit an anderen Menschen, den Klaus hier erhob (und besonders grausam in seinem Fall, wo Selbstmordgedanken nie weit weg waren), war voll gerechtfertigt.»* Man hat den Eindruck, dass Prater hier lediglich eine Facette in Manns Charakter beschreibt und dass er die dramatischen möglichen Konsequenzen in Klammern bannen muss, weil sie der Eleganz der Person Manns Schaden zufügen könnten. Allerdings verschliesst Prater über Thomas Manns politischen Fehlurteilen zum Ersten Weltkrieg oder in den *«Betrachtungen eines Unpolitischen»* nicht die Augen; in den entscheidenden Momenten aber, bei seiner positiven Einschätzung der Rolle der Sozialdemokratie im Kampf gegen dem Nationalsozialismus, beim Verlassen Deutschlands, oder bei seinem Engagement in Amerika gegen den Nationalsozialismus, hat Mann nach Praters Ansicht richtig und verantwortungsbewusst gehandelt. Mann stelle sich den Herausforderungen der Zeit als Deutscher, dem nur das literarische Wort zur Verfügung stand. Brillant sind die Passagen, in denen er Mann aus der Schweiz, Frankreich und Amerika verzweifelt auf seine Heimat schauen lässt, nach Erklärungen ringend.

Prater macht Manns Beklemmungen sprachlich fühlbar und ersetzt damit stereotype Begründungsmuster.

Mann als Autor des Widerstands Grösse zu unterstellen – dazu kann sich Harpprecht nicht durchringen. Mag er Manns Reden, Aufsätzen und Appellen, vor allem aus den USA, zwar die Kraft zugestehen, der Welt ein anderes Deutschland vor Augen zu führen, so fühlt der deutsche Biograph doch besser als der englische, in welch hohem Masse etwa die «Betrachtungen eines Unpolitischen» nach dem Ersten Weltkrieg brunnenvergiftend gewirkt und einen Keim der deutschen Gefährdungen offengelegt haben, der wohl weder bei Mann noch bei den Deutschen nach 1945 ganz abgetötet wurde. Dies entspricht auch einer Selbsterkenntnis Manns. Er formuliert sie im Essay «Der Bruder» (gemeint ist Hitler), der am 25. März 1939 im «Neuen Tagebuch» Leopold Schwarschilds und zugleich in der New Yorker Zeitschrift «Esquire» erschien:

«Er kannte die Stimmungen wohl», schreibt Harpprecht, *«aus denen sich das Sendungsbewusstsein des ‹Führers› nährte, die wuchernden Träume, die ‹nationalen Gemütsleiden› die er zum ‹Vehikel seiner Grösse› machte: es war die Welt der Ressentiments, die auch im Untergrund seiner ‹Betrachtungen› hockten und denen er niemals völlig entkam, des ‹Kulturpessimismus›, der eine aggressive Entladung suchte, des romantischen Weltschmerzes und Lebenswehs, die sich in eine Botschaft des Todes übersetzte, des deutschen ‹Verkannt-Seins›, das so rasch in harte Arroganz umschlug.»* Die Saat eines affektgeladenen Konservativismus war mit den «Betrachtungen» ausgestreut, selbst wenn der Säemann sich später eines Besseren besann.

Nahezu jeder Tag im Leben Goethes ist heute beschrieben – eine unschätzbare Stütze für eine biographisch optierende Forschung. Über Sinn oder Unsinn solcher Rekonstruktionen mag man streiten. Wer ihren Wert in Abrede stellt und Harpprecht Unrecht tun will, darf nun behaupten, er habe in seinem 2304seitigen Werk jeden Tag im Leben Thomas Manns offengelegt. Harpprecht hat tatsächlich auch eine Künstlerbiographie geschrieben, in erster Linie ist sein Buch aber eine beachtliche politische Biographie. Es ist die Beschreibung einer permanent auf der Kippe stehenden und dann schliesslich zweimal in die Katastrophe fallenden Zeit. Sie erscheint zu einem Zeitpunkt, da erneut den Europäern das Prekäre ihrer Zeit bewusst wird. Harpprecht deckt mit einer unerhörten Präzision die feinen Signale des drohenden Kollapses des deutschen Bürgersinns in den zwanziger und dreissiger Jahren auf. Das Leben Thomas Manns ist dieser Bedrohung ständig ausgesetzt, setzt aber auch die grosse Entbehrungen erfordernden Kräfte frei, um nicht ihr Opfer zu werden; gerade darin wird sowohl deutlich, was andere, dem aufrechten Gang treu bleibende, unter freilich anderen Vorzeichen, geleistet haben, als auch, was der deutsche Bildungsbürger hätte leisten müssen, um die Katastrophe abzuwenden. Prater dagegen hat auch eine politische Biographie geschrieben, in erster Linie aber eine Künstlerbiographie.

Während Harpprecht die Mitarbeit *Theodor W. Adornos* – den er hausbacken mit *«ein nahezu universal gebildeter Geist»* einführt – am «Doktor Faustus» in allen Einzelheiten zur Sprache bringt, stellt Prater die Endphase der Arbeit an diesem Bekenntnis- und Reue-Werk in den Kontext des Kriegsendes und der Rückkehrappelle der in Deutschland verbliebenen «Inneren Emigration», die für Mann zu einer parallelen Zerreissprobe werden. Harpprecht hebt die Unfähigkeit Manns hervor, im Jahre 1944 *«schonungslos über seine Vergangenheit zu schreiben»* (eine Aufforderung *Ludwig Marcuses*), Prater jedoch stellt dar, wie der eine Rückkehr nach Deutschland ausschliessende «Brief nach Deutschland» – die Antwort auf *Walter von Molos* entsprechende offene Aufforderung – eben auch als ein schonungsloses In-die-Waagschale-Werfens einer jüngeren, zu Manns Gunsten auszulegenden Vergangenheit gelesen werden kann. Die persönliche Dramatik des Zusammenfalls der Arbeit am Faustus, des Kriegsendes und der Rückkehrappelle geht bei Harpprecht im Respekt vor der Beibehaltung exakter Chronologie und der sich selbst auferlegten Pflicht zum Zitat verloren. Harpprecht hat recht, wenn er den «Doktor Faustus» *«als eine dunkle Überhöhung des deutschen Geschicks»* kritisiert, doch verliert er das sich darin ausdrückende Leiden des Schriftstellers Thomas Mann an diesem Geschick, in diesem Moment zumindest, aus den Augen.

Harpprecht deckt mit einer unerhörten Präzision die feinen Signale des drohenden Kollapses des deutschen Bürgersinns in den zwanziger Jahren auf.

Assoziation versus Dokumentation

Praters vergleichsweise schmales Werk von 775 Seiten darf Lücken im Bereich des Dokumentarischen haben, weil der Autor der Tradition der britischen Biographie treu bleibend, «erzählt» und die Literarizität von Thomas Manns enorm schwieriger Existenz nutzt. Prater lässt zum einen Fragen und zum anderen das Erstaunen seiner Leser zu, weil er nicht ständig und überall nach Ursachen sucht, sondern auch dem Zufälligen in Manns Leben sein Recht einräumt. Harpprecht lässt sich auf das Frage- und Antwortspiel, das sich zwischen ihm und dem Leser seines Mammutwerkes entfalten könnte, gar nicht erst ein. Er konfrontiert uns, zum Teil ohne grosse Distanz zu den Quellen, mit der durch nichts zu erschütternden Glaubwürdigkeit des Faktischen und imitiert hier und da selbst die Entrücktheit Mannscher Sprache.

Harpprechts und Praters Arbeiten sind weder Huldigung noch Denkmalsturz. Beide werden auf ihre Weise der Einzigartigkeit Manns in diesem Jahrhundert gerecht und ergänzen sich in dieser Zielsetzung. Was jener an dokumentarischer Detailarbeit voraus hat, kompensiert dieser mit einer enormen assoziativen und kompositorischen Kraft, welche den Mut zum Defizit offenlegt, darin das menschliche Mass pflegt und traditionellerem Leseverhalten Rechnung trägt. ✦

Thomas Sprecher

«Dieser Kerl soll schweigen oder hinaus»

Neue, hier zum ersten Mal veröffentlichte Dokumente zu Thomas Manns Aufenthalt in der Schweiz 1933–1938

Thomas Mann genoss in der Schweiz nicht nur Sympathien. Nach dem Krieg erklärte er, dass für seinen Kampf gegen die deutsche Barbarei in den USA mehr «Ellenbogenfreiheit» bestanden habe.

Am 2. Dezember 1936 wurde der seit dem Herbst 1933 als Exilant in Küsnacht lebende *Thomas Mann* der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt. Die Nachricht fand eine sehr grosse Resonanz in der internationalen Presse. Auch in der Schweiz nahm man Anteil. Die Zürcher «Volkswacht» gab am 7. Dezember der Hoffnung Ausdruck, *«dass die Stadt Zürich sich beeilen wird, der Gemeinde Küsnacht zuvorzukommen mit der Erteilung des Ehrenbürgerbriefes an Thomas Mann».* Dies wäre allerdings insofern nutzlos geblieben, als die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an einen Ausländer durch einen Kanton oder eine Gemeinde ohne Bewilligung des Bundes nicht die Wirkung einer Einbürgerung gehabt hätte. Da Thomas Mann die eidgenössischen Minimalbedingungen zur Einbürgerung – sechs Jahre Aufenthalt in der Schweiz – noch nicht erfüllte, hätte die Bewilligung zwingend ausbleiben müssen. Die allfällige Verleihung des Ehrenbürgerrechts durch die Stadt Zürich oder die Gemeinde Küsnacht wäre also auf einen rein dekorativen Akt ohne Eintritt in die Rechte und Pflichten von Schweizer Bürgern beschränkt geblieben. Es kam hinzu, dass Thomas Mann kurz vor der Ausbürgerung durch das III. Reich *Tschechoslowake* geworden war und eines Schweizerpasses nicht mehr bedurfte.

Eine andere Frage ist, ob Thomas Mann auch bei Vorliegen des rechtlichen Erfordernisses der genügenden Anzahl Aufenthaltsjahre Chancen auf eine Einbürgerung in der Gemeinde Küsnacht gehabt hätte. Hier ist zurückhaltende Auskunft zu geben. Allgemein war die Stimmung für Ausländer schlecht geworden. In Küsnacht gewährte der Gemeinderat das Bürgerrecht zum Beispiel auch der aus Stockholm stammenden, damals berühmten Sängerin *Sigrid Onegin* nicht[1]. Viele in der Schweiz lebende Deutsche mussten deshalb, wollten sie nicht staatenlos werden, der Einberufung 1939 folgen. Bei Thomas Mann nun im besonderen hätte auch die Sorge um die Aufrechterhaltung der Neutralität hemmend gewirkt. Schliesslich trafen ihn und seine Familie in der Schweiz auch Gefühle der Antipathie.

Anspornende Grüsse an die Volksfront

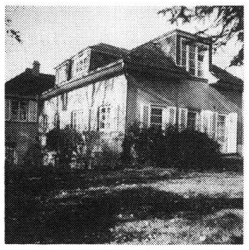
Abneigung hatten sich Thomas Mann schon durch den «Zauberberg» und *Erika Mann* durch ihre «Pfeffermühle»-Auftritte zugezogen. Auch seine öffentliche Distanzierung zum Nazi-Regime vom 3. Februar 1936 in der «Neuen Zürcher Zeitung» traf nicht überall auf Zustimmung. Weitere Belege für die Ablehnung Thomas Manns in der Schweiz sind im Bundesarchiv in Bern zu entdecken. Wie sich zeigt, sammelte die Bundesanwaltschaft ab 1933 Zeitungsartikel und andere Dokumente ad acta Thomas Mann, insgesamt einige Dutzend[2]. Zum Teil erhielt sie solche von privater Seite, zum Teil von kantonalen oder kommunalen Behörden zugeschickt. Darunter findet sich auch eine Ausgabe der Oltener Zeitung «Das Volk» vom 3. März 1937, die eine Stellungnahme Thomas Manns zum spanischen Bürgerkrieg[3] abdruckte. Unter seinem Namen steht mit rotem Farbstift von unbekannter Autorschaft geschrieben: *«Dieser Kerl soll schweigen oder hinaus.»*

Im Zürcher «Volksrecht» wurde am 14. April 1937 unter der Überschrift «Botschaft an das deutsche Volk» die Meldung veröffentlicht, dass in Paris ein Ausschuss zur Vorbereitung der Deutschen Volksfront getagt habe. Thomas Mann habe einen zur Tat anspornenden Gruss geschickt. Dagegen richtete am 27. April 1937 ein *Eugen Bantli* aus Zürich-Höngg einen Beschwerdebrief an die Bundesanwaltschaft, in dem es heisst:

«Viele meiner Freunde gehen mit mir einig, dass es seitens des Schriftstellers Thomas Mann, *wohnhaft in Küsnacht-Zch., Schiedhaldenstr. 33, der übrigens als Emigrant das Gastrecht der Schweiz geniesst, eine Ungehörigkeit bedeutet, derartige Sympathie-Ergüsse zu lancieren. Das Schicksal dieses Mannes wie auch sein persönliches Ansehen als Schriftsteller können jedenfalls nicht verhindern, dass sich jeder anständige Schweizer Bürger über dieses Verhalten empört, umsomehr da wir alle wissen, dass ein Schweizer sich im Auslande niemals derartige Nebenbeschäftigungen erlauben dürfte. Ich gehöre nicht zur Front, und bin auch kein Judenhasser, denn jeder anständige Mensch hat ein Recht bei uns das Gastrecht zu geniessen. In diesem Falle aber wird dieses Gastrecht meiner Ansicht nach missbraucht, und möchte Sie höflich anfragen, ob Sie die Möglichkeit haben, diesen Emigranten wenigstens zu verwarnen. Bevor ich die ganze Angelegenheit in der Oeffentlichkeit zur Sprache bringe, liegt es mir doch sehr daran, hiezu Ihre Meinung zu hören, und gewärtige ich gerne Ihre diesbezügliche Rückäusserung.»*

Im gleichen Fall ging bei der Fremdenpolizei des Kantons Zürich ein Beschwerdeschreiben vom 19. April 1937 ein, worin ein *Ed. Pfister* aus Küsnacht, Schiedhaldensteig 28 – also ein Nachbar Thomas Manns –, ausführt:

«Bei dem erwähnten Thomas Mann handelt es sich natürlich um den in Küsnacht an der Schiedhaldenstrasse wohnenden Schriftsteller Thomas Mann. Genannter ist Emigrant, resp. politischer Flüchtling, der eine eigentümliche Auffassung zu haben scheint von seinen Pflichten gegenüber der ihm Asyl gewährenden Schweiz. Bis jetzt war es doch immer verstanden, dass Emigranten sich jeglicher politischen Betätigung zu enthalten haben, um hier das Gast-, resp. Asylrecht geniessen zu dürfen.



Das Haus in Küsnacht, Schiedhaldenstrasse 33. Hier wohnte Thomas Mann vom 27. September 1933 bis zum 14. September 1938. – Aus dem Bildband «Thomas Mann. Ein Leben in Bildern». Herausgegeben von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich, Artemis & Winkler 1994. Der Bildband wurde rezensiert in «Schweizer Monatshefte», Heft 10, 74. Jahr, 1994. Wir danken dem Thomas-Mann-Archiv und dem Verlag Artemis & Winkler für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Als Schweizerbürger muss ich mir daher die Anfrage an Sie erlauben, ob Sie das im ‹Volksrecht› geschilderte Benehmen dieses Emigranten missbilligen und welche Massnahmen Ihrerseits vorgekehrt werden, um diesen Herrn in die Schranken zu weisen, in die er sich als Flüchtling zu fügen hat.»

Die Zürcher Fremdenpolizei übermittelte das Schreiben am 21. April 1937 der Bundesanwaltschaft nach Bern. Diese reagierte zurückhaltend. Neben dem Satz der Fremdenpolizei: *«Falls Sie wünschen, dass polizeiliche Erhebungen veranlasst und Mann protokollarisch einvernommen wird, erbitten wir Ihren Bericht»*, steht ein einfaches *«nein»*. Das Antwortschreiben der Bundesanwaltschaft vom 28. April 1937 war lapidar: *«Auf Ihr Schreiben Nr. Z.181.934/ES vom 21. April 1937 mit einer Denunziation gegen Thomas Mann, geb. 6. 6. 1875, teilen wir Ihnen mit, dass uns die erwähnten Umstände bekannt sind und dass eine Einvernahme von Thomas Mann nicht nötig ist.»* Immerhin gab die Bundesanwaltschaft dann doch Auftrag zu Erhebungen über *Thomas Mann*; der «Spezialrapport» der Zürcher Polizei vom 31. Juli 1937 äussert sich aber lediglich über formale Dinge wie familiäre und Schriften-Verhältnisse. Auch hieran ist zu erkennen, dass die Behörden bei Thomas Mann über Aktivitäten hinwegsahen – prononcierte politische Äusserungen, Mitarbeit bei der schweizerischen Presse –, die bei minder prominenten Exilanten Ausweisungsgrund waren.

Laute, doch offenbar ebenfalls ungehörte Gegnerschaft erwuchs Thomas Mann sodann in der frontistischen «Eidgenössischen Korrespondenz», die in Luzern herausgegeben wurde. Unter dem Titel *«Hinaus mit Thomas Mann!»* schreibt sie am 27. Juli 1937:

«Der Emigrant Thomas Mann beabsichtigt, in Zürich eine eigene Zeitschrift herauszugeben[4]*. Diese soll in geeigneter Form den Kampf gegen den Nationalsozialismus und besonders gegen das Dritte Reich unterstützen. Thomas Mann hat sich in allerletzter Zeit ganz offen für die Sowjet-Spanier eingesetzt. Seine ausgesprochen marxistische Gesinnung ist bekannt. Er ist heute weniger Literat als Politiker. Es mag die Frage berechtigt sein, wie lange der Bundesrat noch duldet, dass dieser Hetzer hier in der Schweiz noch sein Handwerk treibt. Mann*

ist heute tschechischer Staatsbürger. Wir würden ihm empfehlen, in seine neue Wahlheimat zu übersiedeln. Für uns ist er ein lästiger Ausländer.»

Und am 3. August 1937:

«Es ist eine unbestrittene Tatsache, dass die deutsche Emigration ein Bild völliger Zerrissenheit bietet. Sie zerfällt in immer zahlreichere Gruppen und Grüppchen, ohne dass die Fronten, die gegen den Faszismus anrücken, breiter und tiefer werden. Um über diese Tatsache hinwegzutäuschen, wurde vor einigen Monaten in Paris eine «Deutsche Volksfront» gegründet. Gewisse schweizerische Blätter haben dieser «Deutschen Volksfront» besonderes Verständnis gezeigt. Dabei mag der Umstand mitgespielt haben, dass an der Wiege dieser Front derselbe Thomas Mann stand, den einige Schweizerkreise als den geistigen Führer der deutschen Emigration feiern. Thomas Mann lebt bekanntlich in der Schweiz. Die Tschechen haben ihn in ihren Staatsverband aufgenommen. Wir haben schon mehrmals den Standpunkt vertreten, Thomas Mann sei ein lästiger Ausländer und habe die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Ein Emigrant, der seine einzige Aufgabe darin sieht, Deutschland zu bekämpfen, hat das Gastrecht bei uns in der Schweiz verscherzt. Die Tschechen werden ihm sicher einen freudigen Empfang bereiten.»

1938 zog Thomas Mann tatsächlich *«hinaus»*. Seine *«neue Wahlheimat»* waren die USA. Später hat er sogar begrüsst, dass es nicht zu einer Schweizer Staatsbürgerschaft gekommen war. Eine solche hätte ihn möglicherweise in der Schweiz gehalten – mit dem Nachteil, unter vielen anderen, dass er hier, wie er nach dem Krieg selbst meinte, in seinem Kampf gegen die deutsche Barbarei nicht die *«Ellenbogenfreiheit»* gehabt hätte wie in der neuen Welt. ✦

[1] Hans Guggenbühl: «Schöne kleine Emigrantin 1933», in: Küsnachter Jahresblätter 1980, S. 50.
[2] Dossier C.8.244. Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Schweizerischen Bundesarchivs vom 17. Juli 1990. Karl Loewenstein, dessen Besuch bei Thomas Mann aus ihm unerfindlichen Gründen zu deutschbehördlicher Kenntnis gelangte, befürchtete, es sei «nach Art der Wallace-Romane ein geheimes Telefon» in der Nachbarschaft der Familie Mann eingerichtet worden (Brief Karl Loewensteins vom 7. April 1934 an Thomas Mann; Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Nr. 18 [1981], S. 19). Weitere Indizien für eine Abhörung der Telefongespräche oder sonstige Belege dafür, dass Thomas Mann noch von anderer Seite überwacht worden wäre, liegen freilich nicht vor.
[3] Vgl. Thomas Mann: Gesammelte Werke, Frankfurt am Main, S. Fischer 1974, Bd. XII, S. 793–798.
[4] «Mass und Wert», Zürich 1937–1940.

SPLITTER

Datumsjubiläen

Der hundertjährige, der fünfzigjährige, vielleicht auch der fünfundzwanzigste Todestag. Warum nicht der achtundneunzigste oder der neunundvierzigste? Ich begreife, es geht nach dem Dezimalsystem. Wenn die Erde sich so und so vielmal um die Sonne geschwungen hat, dann geschieht plötzlich ein allgemeines Hallo über einen Verschollenen.

Nun ist es ja unstreitig ein erhebendes Schauspiel, diese Popularität der Astronomie und des Dezimalsystems. Nur sage mir doch einer, was hat das Null Komma Null, was hat die Ekliptik mit dem Wert eines toten Schriftstellers oder mit der Freude über seinen Wert zu schaffen? (...)

Hernach, wenn das Jubiläum vorbei ist, kräht kein Hahn mehr nach dem geräuschvoll Gefeierten. Nämlich es geht wiederum nach dem Dezimalsystem. Man zieht zunächst eilends 100 Prozent von dem Gesagten wieder ab, lässt die Erde sich ruhig weiter drehen, begräbt das geduldige Opfer wieder in die stille Truhe der Vergessenheit und wartet geduldig ab, bis eine neue Null heranwackelt, die dann eine vierstellige Dezimalzahl ergibt. Jetzt wird der Leichnam abermals abgestäubt und noch viel unverschämter aufgeblasen und so geht es weiter durch die Zeiten der Zeiten in in Ewigkeit, Amen.

Aus: Carl Spitteler, Lachende Wahrheiten, Gesammelte Essays, Jena 1898, S. 26. Carl Spitteler ist vor 150 Jahren, am 24. April 1845, in Luzern geboren und starb am 29. Dezember 1924

Rüdiger Görner

Thomas Mann und seine Entzauberer

Thomas Mann ist ein Verknüpfungsschriftsteller gewesen, einer, der die vielen Endstücke der europäischen Kultur aufnahm, um aus ihnen einen Teppich zu knüpfen, dessen Muster freilich sein ureigenes war.

Auf dem sorgfältig kultivierten Erzählgebiet *Thomas Manns* lohnt für quellenkritisch veranlagte Interpreten noch immer ein ausgiebiger Wünschelrutengang. Gewöhnlich sucht man nach *«Einflüssen»*, Herkunft von Zitaten, Motiven und Metaphern; auch die Bedeutung gewisser Zigarren im «Zauberberg» ist längst erforscht worden.

Man kennt Thomas Manns Neigung zum *«höheren Abschreiben»* und weiss, dass er *«Aneignungsgeschäfte»* aller Art virtuos betrieb. Sind seine Erzählwerke daher nichts anderes als Suchbilder? Man könnte nämlich diesen Eindruck gewinnen, wenn man auch nur einen Bruchteil der längst unüberschaubaren quellenkritischen Literatur zum Werk Thomas Manns liest, dass dieser Autor ein blosser Kompilator und Collagist gewesen sei, ein Textverarbeiter und Versatzstückler von bedenklichen Graden. Denn vergleichsweise wenige Quellenforscher reflektieren auch die kompositorischen Zusammenhänge und die ihnen zugrundeliegenden Intentionen.

Hier ist jedoch von zwei geradezu erlebnishaft vorgetragenen Quellenerkundungen zu berichten. *Michael Maar*[1] zeigt abrisshaft Thomas Manns *«Abhängigkeit»* von *Hans Christian Andersen*, während *Hubert Ohl*[2] die Wurzeln von Thomas Manns *«Décadence»* freilegt. Zunächst zu Maar. Ansatzweise bietet er neben Quellenkritik auch einen Versuch über die Märchenhaftigkeit des Mannschen Erzählwerkes. Andersens Märchen «Die kleine Seejungfrau» erschliesst er als Quellengrund für «Tonio Kröger», und die Welt der «Schneekönigin» findet ihre Entsprechung im Schnee-Kapitel des «Zauberberg».

Aus Andersens eisigem Märchen-Norden weht denn auch der Wind in der Erzählung «Der kleine Herr Friedemann» (die «Eisjungfrau» oder «Gletscherkönigin» erscheint als Frau von Rinnlingen); und in der grausigen Schaffenskälte Leverkühns im «Doktor Faustus» sieht Maar dann diese Eiseswelt ins Tragische gesteigert. Das alles ist überzeugend dargelegt, knapp und flott geschrieben, so elegant und wendig, dass man vergisst, es mit einer quellenkritischen Dissertation zu tun zu haben.

Mit «Geister und Kunst» ist Maar eine überaus ansprechende Monographie zu einem bislang tatsächlich weitgehend übersehenen Themenbereich der Thomas-Mann-Forschung gelungen. Doch auch diese Arbeit steht in Gefahr, vor lauter Einflüssen und Parallelstellen das eigentliche Werk nicht zu sehen. Zwar handelt es sich hier um eine ungleich geschmeidigere Version der gängigen Rezeptions-Sekundärliteratur; aber selbst ihr gelingt es nicht, zu den zentralen Fragen schöpferischer Anverwandlung vorzudringen: Was wurde bei Thomas Mann aus Andersens Märchenton? Ein symbolischer Realismus oder ein Amalgam aus Zeitentrücktheit und Zeitbezogenheit? Was macht den Reiz des entschieden transformatorischen Charakters von Thomas Manns Schreiben aus? Wie trafen Andersen und *Storm* oder *Turgeniew* auf Thomas Manns Schreibtisch aufeinander?

Die verwirrende Fülle von Quellenstudien zu Thomas Mann kann natürlich nur deswegen vorliegen, weil sein Werk synthetischer Art gewesen ist. Er ist ein Verknüpfungsschriftsteller gewesen, einer, der die vielen Endstücke der europäischen Kultur aufnahm, um aus ihnen einen Teppich zu knüpfen, dessen Muster freilich sein ureigenes war.

Bruder Heinrich als Informant

Doch nicht allein die Enden der Traditionsstränge lieferten Thomas Mann epische Material. Hubert Ohl zeigt in seiner

1 Michael Maar: «Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg». Carl Hanser Verlag, München 1995.

2 Hubert Ohl: «Ethos und Spiel. Thomas Manns Frühwerk und die Wiener Moderne». Rombach Verlag, Freiburg i. Br. 1995.

Albrecht Dürer: Der «Schmerzensmann». Zur Vorbereitung auf Leverkühns Zusammenbruch las Thomas Mann Nietzsches «Ecce homo». Äusserlich gab er Leverkühn die Züge von Dürers «Schmerzensmann». – Aus dem Bildband «Thomas Mann. Ein Leben in Bildern». Herausgegeben von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich, Artemis & Winkler 1994. Der Bildband wurde rezensiert in «Schweizer Monatshefte», Heft 10, 74. Jahr, 1994. Wir danken dem Thomas-Mann-Archiv und dem Verlag Artemis & Winkler für die freundliche Abdruckgenehmigung.

bemerkenswerten Studie über «Thomas Manns Frühwerk und die Wiener Moderne», dass er sich nicht nur durch *Paul Bourgets* Werk auf die Höhe der zeitgemässen Décadence bringen liess, sondern in erster Linie durch *Hermann Bahr*. Von ihm wiederum dürfte er zuerst durch seinen Bruder *Heinrich* erfahren haben; ein halbes Jahr vor dem Volontariat Heinrich Manns bei S. Fischer war dort Bahrs erster Roman, «Die gute Schule», erschienen. Geradezu ein Indizienbeweis. Mehr noch: dieser Quellenfund ergänzt den vorigen. Nicht nur Andersens «Eisjungfrau», sondern auch Bahrs «Gute Schule» konfrontierte Thomas Mann mit Eis und Kälte, die er zu einer *«Chiffre für die Lebensferne»* des Künstlers (Ohl) umformte. Zwei eisige Flüsse, aus entgegengesetzten kulturellen Richtungen kommend, durchzogen demnach Thomas Manns Werk.

Was Maar in seiner Studie nicht erwähnt, liefert Ohl nach: In seiner Notiz über *Peter Altenberg* hatte Thomas Mann recht unvermittelt «Andersen» (neben *Nietzsche*!) als «Einflüsse» auf den Stil des Wiener Miniaturisten erwähnt. Die Quelle dafür nennt erstmals Ohl: Eine Rezension des jungen *Hofmannsthal* aus dem Jahre 1896, in der dieser Altenbergs Sprache mit der *«altklugen Koketterie der Andersenschen Märchen»* verglichen hatte. Mit diesem Text muss wiederum Thomas Mann vertraut gewesen sein. Das freilich gibt zu einer weiteren Überlegung Anlass, die weder Ohl noch Maar angestellt hat: Wenn der frühe Thomas Mann diese Bemerkung seines Wiener Zeitgenossen ernst genommen hatte, wofür alles spricht, dann wäre es gewiss eine weitere Untersuchung wert, inwieweit er selbst in seinen Anverwandlungen Andersens dessen nach Hofmannsthal *«altkluge Koketterie»* zu vermeiden bemüht gewesen war. Der besondere Wert von Ohls Studie liegt darin, dass er Thomas Manns *«Aneignungsgeschäfte»*, soweit sie die Wiener Moderne betrafen, kritisch bedenkt. So stellt er fest, dass Thomas Mann in seiner Skizze «Hunger», die er als Rezeptionsprodukt von Bahrs «Guter Schule» wertet, eine *«vollkommene Ahnungslosigkeit sozialen Phänomenen gegenüber»* an den Tag gelegt habe – anders als sein Vorbild Bahr, der durchaus die sozialen Dimensionen des *«Lebens»* reflektiert hatte.

«Geister und Kunst», «Ethos und Spiel», zwei Arbeiten, die fraglos zentrale Themen im Schaffen Thomas Manns untersuchen und, je auf ihre Weise, beispielhaft Quellen und Adaptionsstrukturen freilegen. In beiden Fällen bleibt jedoch ein Unbehagen zurück, das in der Natur der Disziplin liegt: Wie gut es auch immer gelingen mag, die Quellflüsse zu orten, die ins Meer eines epischen Werkes münden, es kann die ihm eigenen «Gezeiten», sein Spiegeln und sich Kräuseln, seine jähen Tiefen und Untiefen nicht zureichend erklären. ✦